

Im toten Winkel

Der Bundesrat will «die Illegalität in der Schweiz weniger attraktiv» halten. Wie aber leben die Menschen, die das betrifft?

TEXT CHRISTOF GERTSCH
BILDER ANNE MORGENSTERN

Die Mutter wusste nicht, dass sie mit einem Bub schwanger war, als sie sich im Winter vor dreizehn Jahren auf den Weg in die Schweiz machte. Sie war ja selbst noch ein Kind, zumindest nach juristischen Massstäben, gerade vierzehn war sie geworden. Wenn Erwachsensein bedeutet, das Leben in die eigenen Hände zu nehmen, war sie allerdings so erwachsen, wie man nur sein kann.

Gamze Asanova Ibraimova – so heisst die Mutter mit vollem Namen – und ihr Mann Umut Ibraimov hatten sich ein Jahr zuvor kennen gelernt. Was sie an ihm sofort mochte, war seine Schüchternheit. Denn obwohl sie ihm offensichtlich gefiel, traute er sich nicht, sie anzusprechen. Er war kein Grossmaul wie die anderen Marktfahrer, er war der freundliche Kleiderverkäufer mit dem vollen schwarzen Haar. Er hatte sie hier schon einige Male gesehen, hatte bemerkt, dass sie genau wusste, was sie wollte. Sie war nicht eine, die sich herumschubsen liess, das war ihm schnell klar. Sie suchte ihren eigenen Weg, folgte ihren eigenen Regeln.

Als der sieben Jahre ältere Umut dann endlich doch auf sie zuing, brachte er kein Wort über die Lippen. Rede halt ich, dachte Gamze.

Und eigentlich ist es noch heute vor allem sie, die redet. Wie sie heirateten, ihre Heimat zurückliessen und in die Schweiz flüchteten, wie sie Kinder bekamen und warteten und ausharrten und verzweifelten, und wie sie bis heute hoffen, dass sie irgendwann

vielleicht doch wie ganz normale Menschen in der Schweiz werden leben dürfen – all das erzählt mir mehrheitlich sie, Gamze Asanova Ibraimova. Siebenundzwanzig Jahre alt ist sie, jung noch, und doch schon enttäuscht, entkräftet.

Ihre Heimat, das war Veles, eine Stadt in Nordmazedonien von der Grösse Thuns. Das Land, obwohl sehr arm, wird vom EDA als politisch «relativ stabil» bezeichnet, es herrscht dort kein Krieg, zudem ist Nordmazedonien Beitrittskandidat der EU. Wer aber zur Minderheit der Roma gehört, so dokumentiert es Amnesty International, für den ist das Land relativ instabil, Roma nämlich werden dort diskriminiert.

Tatsächlich soll es in dieser Geschichte aber gar nicht um das Asylgesuch der Familie Ibraimov gehen. Es ist gut möglich, dass das Gesuch gemäss der heutigen Rechtsprechung mit plausiblen Gründen abgelehnt worden ist. Diese Geschichte beginnt gewissermassen danach: Was passiert mit einer Flüchtlingsfamilie, die nicht in der Schweiz bleiben, aber ebenso wenig ausgeschafft werden kann?

Hier gelangen wir in einen toten Winkel des Asylwesens, zum sogenannten Nothilfesystem.

Eigentlich als möglichst unattraktive Überbrückung bis zur baldigen Ausreise aus der Schweiz gedacht, führt diese 2008 eingeführte Praxis dazu, dass ganze Familien jahrelang in der Schweiz unter Bedingungen leben, die des Landes unwürdig sind und die



Gamze Ibraimova (27), verheiratet, drei Kinder. Sie und ihre Familie leben in einem Rückkehrzentrum. Im toten Winkel der Schweiz.



Nur auf den ersten Blick eine Idylle: Rückkehrzentrum Enggistein, provisorisches Zuhause der Familie Ibrahimov.

aus Indien kommenden Roma niederliessen. Viele waren Schmiede, aber die Roma hatten auch andere Berufe, sie waren in allen Schichten der Gesellschaft zu finden.

Mit dem Zusammenbruch des Ostblocks und der ökonomischen Krise während den Neunzigerjahren wurde es in Nordmazedonien schwierig für die Roma. Im Sozialismus hatten viele in Kolchosen und Fabriken gearbeitet, nun verloren sie ihre Stellen, rutschten in die Armut. Populistische Politiker und Politikerinnen machten sie zu Sündenböcken für den wirtschaftlichen Niedergang. Heute leben sie am Rand der Gesellschaft, werden laut einem Bericht der Schweizerischen Flüchtlingshilfe bei der Arbeitssuche und im Gesundheitssystem diskriminiert.

Auch Gamze Ibrahimova und Umut Ibrahimov wuchsen in armen Verhältnissen auf. Als ich mit ihnen über ihre Vergangenheit in Nordmazedonien zu reden versuche, merke ich, dass die Erinnerung sie belastet. Sie bleiben vage, reden in knappen Sätzen. «Ich durfte nie Kind sein», sagt Gamze. Und weiter: Sie sei unterdrückt worden, zuerst von ihrer, dann von Umuts Familie. Umut sagt, er sei aus politischen Gründen von der Polizei verfolgt und geschlagen worden. Mehr sagt er nicht.

Auch die Frage, wie es zur Heirat kam, obwohl Gamze noch ein Mädchen war, kann ich in den Gesprächen nicht vertiefen. Ich weiss, dass die Verheiratung von Kindern – vor allem von Mädchen – in der osteuropäischen Roma-Bevölkerung ein verbreiteter Missstand ist, aber von Gamze und Umut erfahre ich zu wenig, um darüber urteilen zu können; ausser vielleicht, dass ihrer beider Schicksal schon in ihrer Kindheit geschrieben wurde.

Dann erzählen sie mir, wie sie zusammen entschieden haben, dass es überall besser wäre als zu Hause. Sie wollten nichts mehr mit ihren Familien zu tun haben, erkannten aber, als sie sich über eine Karte von Europa beugten, dass Umut überall Angehörige hatte. Nur an einem Ort nicht: in der Schweiz. Dort wären sie frei, dachten sie und begaben sich auf ihre Reise.

Dreizehn Jahre später zeigt mir Gamze Ibrahimova einen Eintrag in ihrem Tagebuch:

Ich lache viel, ich lache laut. Ich lache gerne. Ich lache, weil ich glücklich bin. Das denken die anderen. Das denke ich manchmal auch. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit. Hinter meinem Lachen verstecke ich meine Traurigkeit. Meine Angst, meine Einsamkeit. Meine Schmerzen.

Ich lache, weil ich nicht weinen will. Ich lache, weil ich nicht schwach sein will. Ich lache, weil ich nicht anders kann. Ich lache, weil ich eine Maske trage. Eine Maske, die mir hilft zu überleben. Eine Maske, die mir hilft zu vergessen. Eine Maske, die mir hilft zu hoffen.

Ihr Mann sitzt während unserer Gespräche meistens still neben ihr und lächelt ihr aufmunternd zu. Er scheint genau zu wissen, was für ein Glück er mit ihr hat. Zwischendurch nimmt er draussen einen Zug aus seiner E-Zigarette oder schaut nach den Kindern. Wobei die, als sie ihre Schüchternheit abgelegt haben, immer öfter reinplatzen in den Gemeinschaftsraum, in dem wir sitzen. Sie heissen Janer, Alev und Cansu, sind zwölf, elf und neun Jahre alt. Ein Bub, zwei Mädchen.

In der Geschichte, die ihre Mutter erzählt, geht es vor allem um sie. Janer, Alev und Cansu sind alle drei in der Schweiz geboren und haben einen grossen Teil ihres Lebens in der Schweiz verbracht. Ihre Eltern sprechen Hochdeutsch – die Mutter recht gut, der Vater gebrochen –, sie sprechen fließend Schweizerdeutsch. Sie gehen zur Schule, finden schnell neue Freundinnen und Freunde, wenn die Behörden sie wieder umplatzieren – in den letzten sieben Jahren viermal. Jedes Mal, wenn sie die knarrende Tür zum Gemeinschaftsraum öffnen, wenn sie ihrem Vater um den Hals fallen, ihre Mutter unter den Armen kitzeln, mich immer wieder begrüssen, als hätten sie das nicht soeben schon getan, geht kurz die Sonne auf.

«Ich bin stolz auf meine Kinder», sagt Gamze Ibrahimova. «Sie sind so lieb, freundlich, hilfsbereit.»

Aber es gibt ein Problem. Die Schweiz will sie hier nicht. Vor sieben Jahren sind sie aus Nordmazedonien wieder hergekommen, zum zweiten Mal, nachdem die Ibrahimovs vorübergehend wieder in Nordmazedonien auf der Strasse lebten, weil die Schweiz

ihre Fluchtgründe nicht als Asylgründe anerkannt hatte. Seit zwei Jahren stecken sie nun in Enggistein fest, einem Weiler in den Hügeln hinter Bern, in einem sogenannten Rückkehrzentrum: Dort platziert man Menschen, die aus dem Land verschwinden sollen.

Es ist ein zentraler Pfeiler des erwähnten Nothilfesystems. Für Gamze Ibrahimovas Familie ist es ihr Leben.

Zur Erklärung: Wer in der Schweiz ein Asylgesuch stellt, bekommt Asylsozialhilfe. Die Ansätze sind tiefer als in der normalen Sozialhilfe, aber der Alltag lässt sich für Asylsuchende damit irgendwie bewältigen. Etwas ganz anderes ist die Nothilfe. Die kommt seit 2008 im Asylwesen zum Tragen. Not-Hilfe, also Hilfe in der Not. Klingt human, ist aber eher das Gegenteil. Jedenfalls entsteht der Eindruck, dass sie nicht der Unterstützung, sondern der Zermürbung dient. Als man die Nothilfe einführte, tat man dies augenscheinlich auch mit dem Ziel, abgelehnte Asylsuchende loszuwerden. In einer Stellungnahme an den Nationalrat schrieb der Bundesrat bereits 2005: «Mit den Revisionen des Asyl- und Ausländergesetzes wurden Massnahmen (Ausdehnung Sozialhilfestopp, Zwangsmassnahmen usw.) geschaffen, um die Illegalität in der Schweiz weniger attraktiv zu machen. Der Bundesrat verspricht sich davon, die Zahl der illegal anwesenden Ausländerinnen und Ausländer in unserem Land zu verkleinern.»

Wunsch: Einfach ausschaffen

Der Idealfall aus Sicht des Schweizer Asylsystems sähe folgendermassen aus: Asylsuchende mit Wegweisungsentscheid werden einfach ausgeschafft. Aber eine zwangsweise Ausschaffung ist nicht immer möglich. Weil mit dem Herkunftsland kein Rückübernahmeabkommen besteht oder weil Identitäts- oder Reisepapiere fehlen. Es gibt viele Gründe.

In diesen Fällen sind die Behörden darauf angewiesen, dass die Menschen selbstständig zurückkehren.

«Freiwillig». Damit sie das tun, übt man Druck aus, gerade so viel Druck, dass man nicht in Konflikt mit der Bundesverfassung gerät. Die

SITZEN ODER STEHEN?



Es gibt gute Gründe gegen das Sitzen im Bus. Zum Beispiel könnte man die fragwürdige Hygiene der nicht grundlos bunt gestalteten Polstersitzflächen anführen oder die Tatsache, dass Sitzen eh schlecht für die Gesundheit ist. Und trotzdem setze ich mich im Bus wenn immer möglich hin. Und zwar aus dem einfachen Grund, dass ich es nicht schaffe, eine Busfahrt durchzustehen, ohne auf jemanden zu fallen – und das ist weder hygienisch noch gut für die Gesundheit. Egal wie breitbeinig ich dastehe, bestimmt hält der Busfahrer genau dann abrupt an oder legt sich genüsslich in eine Kurve, wenn ich für eine Sekunde meine Aufmerksamkeit von meinem Gleichgewicht abgewendet habe. Und zack. «Äxgüsi...» Auch das Halten an den Stangen hilft mir nicht, denn die an der Seite sind immer besetzt, und die an der Decke sind zu hoch. Ich müsste mich dranhängen wie ein Affe im Zoo, die Füße in der Luft baumelnd, aber dann doch lieber sitzen.

SIMONA PFISTER

Dank des öffentlichen Nahverkehrs sind die Strassen leerer und die Luft reiner, ist der Personentransport erschwinglich und das Format der Gratiszeitung überhaupt nur möglich. Der Nahverkehr ist unentbehrlich für Klima, sozialen Zusammenhalt und publizistische Reichweite, ferner für Entspannungsübungen wie «Candy Crush», Nasenbohren oder Sekunden-schlaf – kurz: Er ist eine grossartige Sache. Nur nicht für mich. So gern ich Zug fahre, ich kann es nicht leiden, auf Bus oder Tram zu warten, werde schrecklich ungeduldig und laufe lieber eine halbe Stunde zu Fuss, als vier Minuten an der Haltestelle zu stehen. Wenn es sich allerdings, etwa des Wetters wegen, partout nicht vermeiden lässt, in einen Bus einzusteigen, dann setze ich mich bestimmt nicht hin. Ich bleibe direkt neben der Tür stehen, zähle die Haltestellen und die Sekunden zwischen den Haltestellen mit, um an meinem Zielort, so schnell es geht, wieder aussteigen zu können, und zwar unbedingt noch bevor die Türen ganz aufgegangen sind. Manchmal renne ich dann noch ein Stück, damit es mir wieder besser geht.

SVEN BEHRISCH

spricht in Artikel 12 allen Menschen in Not existenzsichernde Hilfe zu, unabhängig vom Aufenthaltsstatus.

Daher der euphemistische Name: Nothilfe. Die Nothilfe soll den Menschen den Aufenthalt in der Schweiz offenbar so unbequem wie möglich und so grund- und menschenrechtskonform wie nötig machen. Sie ist, so hat es die «Wochenzeitung» einmal formuliert, eine besonders perfide Stellschraube des Schweizer Asylsystems: «Die Behörden ziehen sie so lange an, bis die Rückkehr in das Land, das die Geflüchteten oft unter viel Mühe verlassen haben, als kleineres Übel erscheint.» Aber was heisst das konkret?

Die Nothilfe stellt das absolut Notwendige sicher. Erwachsene erhalten in den meisten Kantonen acht bis zehn Franken am Tag, Kinder noch weniger. Mit etwas Glück bekommt man rudimentäre Sachleistungen: Zahnbürste, Hausschuhe, solche Dinge. Man hat das Recht auf eine medizinische Notfallversorgung. Und man wird einem Rückkehrzentrum zugeteilt.

Viele Rückkehrzentren befinden sich an abgelegenen Orten – wie jenes in Enggistein –, wo kaum Kontakt mit der Gesellschaft oder der «Aussenwelt» möglich ist. Es hat nie genug Platz, es ist laut, in kleinen Küchen steht man sich gegenseitig im Weg. Es herrscht Anwesenheitspflicht, es gibt manchmal Zimmerkontrollen. Duschen hat es zu wenige, Toiletten hat es zu wenige, und die einzige Arbeit, die verrichtet werden darf, ist Freiwilligenarbeit. Niemand darf Geld verdienen, man ist zum Warten verdammt. Man wird zu Umzügen gezwungen, von Rückkehrzentrum zu Rückkehrzentrum, von einem Bunker in eine Containersiedlung in ein heruntergekommenes Landhaus. Bis man aufgibt.

Was geschieht aber, wenn sie nicht gehen? Wenn sich die Menschen in ihrem Herkunftsland *noch* unsicherer, *noch* unwillkommener fühlen als in der Schweiz? Wenn sie trotz widrigster Umstände viele Jahre lang in dem System bleiben, das genau dafür *nicht* geschaffen ist?

Die Behörden gehen davon aus, dass sich die Menschen nur kurzzeitig im Nothilfesystem aufhalten, ein paar Wochen, vielleicht wenige Monate. Auf der Website des Staatssekretariats

für Migration wird die Statistik sauber nachgeführt: Jedes Jahr scheiden Tausende Nothilfebeziehende aus dem System aus. Entweder sie verlassen die Schweiz tatsächlich. Oder sie bleiben und tauchen ab.

Realität: Unwürdige Verhältnisse

Aber es gibt auch Menschen, die jahrelang in der Nothilfe verharren. Wie ein Fehler im System. Ein sehr grosser Fehler.

Es sind so viele, dass die Behörden in ihrer Statistik einen eigenen Begriff für sie geschaffen haben: Langzeitbeziehende. Langzeitbeziehend ist, wer seit mehr als einem Jahr Nothilfe bezieht und also etwa so lange in einem Rückkehrzentrum lebt. Ende 2022 – neuere Zahlen liegen noch nicht vor – fielen in diese Kategorie schweizweit 2572 Menschen. Fünf davon sind Gamze Ibraimova, Umut Ibraimov, Janer, Alev und Cansu.

«Mehr als ein Jahr» ist allerdings eine dehnbare Zeitspanne. Ein Jahr in einem Rückkehrzentrum ist viel, aber es ist nicht das Gleiche wie, sagen wir, fünf Jahre. Da der Bund keine exakten Angaben zur Aufenthaltsdauer macht, habe ich bei den Kantonen nachgefragt, die für die Unterbringung in den Rückkehrzentren zuständig sind.

Zum Beispiel Bern: Dort lebten Ende 2023 – die Kantone erfassen die Zahlen schneller als der Bund – 300 Menschen seit mehr als einem Jahr von der Nothilfe, davon 95 seit mehr als fünf Jahren.

Oder der Kanton Zürich: Dort lebten Ende 2023 insgesamt 498 Menschen seit mehr als einem Jahr von der Nothilfe, davon 166 seit mehr als fünf Jahren.

Im Rückkehrzentrum herrscht Anwesenheitspflicht. Es gibt zu wenige Duschen und zu viele Zimmerkontrollen. Einzige Beschäftigung: Warten.

Oder der Kanton Aargau: Dort lebten Ende 2023 insgesamt 258 Menschen seit mehr als einem Jahr von der Nothilfe, davon 93 seit mehr als fünf Jahren.

Drei Kantone, und in jedem Fall macht der Anteil derer, die seit über fünf Jahren in einem Rückkehrzentrum leben, rund ein Drittel aus. Rechnet man das auf die 2572 Menschen hoch, die der Bund Ende 2022 als Langzeitbeziehende führte – die Zahl variiert über die Jahre nur schwach –, macht das schweizweit etwa 850 Menschen.

850 Menschen, die seit über fünf Jahren unter Bedingungen leben, die Menschen zum Gehen bewegen sollen.

Ich bin nicht der erste Journalist, der sich mit der Schweizer Nothilfe befasst. «Beobachter», SRF, «Blick» – überall wurde schon berichtet. Besonders viel Aufmerksamkeit hatte das Thema Anfang des Jahres 2022, als die Nationale Kommission zur Verhütung von Folter eine Untersuchung publizierte, laut der die Lebensumstände von Kindern und Jugendlichen in Berner Rückkehrzentren nicht mit der UNO-Kinderrechtskonvention vereinbar seien. Ein vernichtendes Urteil. Fast gleichzeitig veröffentlichten 450 Psychiaterinnen, Psychologen und weitere medizinische Fachleute aus der ganzen Schweiz einen offenen Brief, in dem sie das Nothilfesystem als «krank machend» bezeichneten und die Behörden dazu aufforderten, die «psychisch gefährdenden Bedingungen» in den Rückkehrzentren zu beenden.

Wieder berichteten die Medien: «Aargauer Zeitung», «Wochenzeitung» et cetera. Wieder geschah so gut wie nichts. Ein Treffen der Initiantinnen und Initianten des offenen Briefs mit der Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren hat bis heute nicht stattgefunden, obwohl es seit mehr als zwei Jahren versprochen wird.

Die Antwort der Politik ist immer die gleiche: Das Nothilfesystem sei in der Schweiz «politisch gewollt und gesetzlich verankert». So formulierte es die Staatssekretärin für Migration, Christine Schraner Burgener, in ihrer Antwort auf den offenen Brief. Und überhaupt: «Diese Leute können zurück.» Das sagte der Berner Sicherheitsdirektor Philippe Müller laut dem Onlinemagazin «Hauptstadt» im Sommer 2022 bei einem Presseanlass im Rückkehrzentrum Enggistein, in dem Gamze Ibraimova, Umut Ibraimov, Janer, Alev und Cansu seit der Eröffnung leben.

Untersuchung: Geheim

Die Schweizer Nothilfe wirft derzeit viele Fragen auf, dass sogar die Eidgenössische Migrationskommission (EMK) tätig geworden ist. Sie hat beim Marie Meierhofer Institut, einem assoziierten Institut der Universität Zürich, eine Untersuchung über Kinder und Jugendliche in Rückkehrzentren in Auftrag gegeben. Die Arbeit an dem Bericht hat sich über mehrere Jahre hingezogen, inzwischen ist er aber an die EMK übergeben worden und soll im Herbst veröffentlicht werden. Bis dahin ist der Inhalt geheim, niemand darf mir Auskunft geben.

Stattdessen spreche ich mit der Zürcher Psychotherapeutin Sandra Rumpel, die seit Jahren mit Kindern und Jugendlichen in Rückkehrzentren arbeitet, und dem Zürcher Psychotherapeuten Urs Ruckstuhl, einem Mitinitiator des offenen Briefs aus dem Jahr 2022. Aus ihrer Sicht werden im Nothilfesystem nicht einfach Menschen aus dem Land geekelt. Aus ihrer Sicht werden im Nothilfesystem Menschen gebrochen.

Suizidgedanken, posttraumatische Belastungsstörungen, Depressionen: All das kommt bei Menschen in Rückkehrzentren viel häufiger vor als bei Menschen im Asylverfahren – und erst

recht als bei Menschen in der Normalbevölkerung.

Urs Ruckstuhl sagt: «Wenn Menschen eine gewisse Zeit im Nothilfesystem verbracht haben, geht es ihnen oft schlechter, als es ihnen bei ihrer Ankunft in der Schweiz ging. Sie hatten sich auf die Flucht gemacht in der Hoffnung, hier etwas Besseres zu finden. Sie waren hilfsbedürftig, als sie nach Wochen oder Monaten ankamen, traumatisiert von Erlebnissen im Heimatland oder auf der Flucht. Und wir? Schwächen sie weiter. Wir zermürben sie systematisch, wir entmutigen sie.»

Nach einer kurzen Pause fährt er fort: «Wir verbannen sie an den geografischen und gesellschaftlichen Rand, schliessen sie von Bildung, Freizeitangeboten und Gemeinschaftszentren aus. Durch Ausgrenzung streichen wir sie aus dem Bewusstsein der Bevölkerung.»

Sandra Rumpel sagt: «Schweizerinnen und Schweizer verstehen eine Sache oft nicht: Wenn Menschen ihr Herkunftsland verlassen, weil sie dort schlimme Dinge erlebt haben, oder wenn sie auf der Flucht schlimme Dinge erleben, weil sie in libyschen Gefängnissen gefoltert werden oder auf dem Mittelmeer andere Geflüchtete ertrinken sehen, dann verbinden sie mit der Ankunft in der Schweiz grosse Opfer. Je mehr man auf sich nimmt, um an ein Ziel zu gelangen, desto schwieriger fällt es einem, an den Ausgangspunkt zurückzukehren. Ein Trauma in Kauf genommen zu haben, scheint dann nur noch sinnloser.»

Sie überlegt kurz.

«Auch darum bleiben so viele Menschen trotz abgewiesener Asylentscheide hier: weil eine Rückkehr die Traumafolgestörung bloss schwerwiegender machen würde. Diese Menschen haben vielleicht Heimweh und sind unglücklich, aber sie sagen sich, dass sie den Weg, der hinter ihnen liegt, nicht umsonst gegangen sein wollen.»

Besonders häufig sieht Sandra Rumpel diese Einstellung bei Familien. Zwischenmenschliche Gewalttaten, sagt sie, seien immer zerstörend. Um den Lebenssinn wenigstens halbwegs zurückzuerlangen, könne es helfen, sich zu sagen: Wir sind jetzt hier, hier

bauen wir uns eine neue Existenz auf. Diese Kraft an die eigenen Kinder weiterzugeben sei für Eltern oft sehr bedeutsam. «So gesehen hat es auch etwas Starkes, wenn Eltern im Nothilfesystem verharren, obwohl sie und ihre Kinder in der Schweiz nicht erwünscht sind.»

Erster Eindruck: «Schön hier»

«Schön hier», sage ich etwas unüberlegt, als ich Gamze Ibrahimova und Umut Ibrahimov zum ersten Mal in Enggistein besuche – und bin den beiden dankbar, als sie den Kommentar einfach weglächeln. Aber es stimmt: Das Rückkehrzentrum ist idyllisch gelegen zwischen Wäldern und Wiesen, an guten Tagen sieht man bis zu den Alpen.

Etwa achtzig Personen sind in Enggistein einquartiert, Familien und alleinstehende Frauen, aber niemand ist so lange hier wie die Ibrahimovs. Seit Jahren ist ihre Beschwerde gegen den negativen Asylentscheid fällig, aber sie bleiben. Weil sie glauben, dass sie es ihren Kindern schuldig sind. Viele andere bleiben nur wenige Monate, werden frühmorgens ohne Vorwarnung abgeholt und zum Flughafen gebracht. Der Lärm, das grosse Polizeiaufgebot, die Trauer derer, die ausgeschafft werden: «Ich fühle mich jedes Mal wie in einem Horrorfilm», sagt Gamze Ibrahimova.

Eine der schmerzhaftesten Ausschaffungen in Enggistein geschah Ende 2023, ich lese davon im Onlinemagazin «Hauptstadt»: Eine schwangere Frau, ihr Mann und die zwei Kinder, beide in der Schweiz geboren, mussten das Land verlassen, obwohl sich Einheimische für sie eingesetzt hatten und die Familie bis zuletzt dar-

auf beharrte, in Sri Lanka politisch verfolgt zu werden.

Gamze Ibrahimova konnte danach tagelang nicht schlafen, weil sie wusste, dass ihr und ihrer Familie das gleiche Schicksal droht.

Die fünf teilen sich das Zimmer, das im Erdgeschoss an den Gemeinschaftsraum grenzt. Die Wände sind dünn, oft schlafen die Kinder erst nach Mitternacht, obwohl sie tags darauf zur Schule müssen. Oder besser: dürfen. So gern wie Janer, Alev und Cansu gehen in der Schweiz wahrscheinlich nur wenige Kinder zur Schule. «Die sind froh, wenn sie zwischendurch von hier wegkönnen», sagt ihre Mutter.

Sie erzählt mir von dem Geburtstag, den sie kurz nach der Ankunft in Enggistein für ihr ältestes Kind Janer organisierte. Ihr Sohn fragte: «Mama, wo feiern wir? Wir können doch nicht hier feiern.» Sie sagte: «Doch, doch, macht euch keine Sorgen, ich kümmerge mich um alles.» Es wurde ein tolles Fest, aber am Abend bekam sie Anrufe anderer Eltern, die sie bedrückt fragten, wie sie es hier oben nur aushalte, auf so engem Raum mit so vielen anderen Menschen. «Ich antwortete, dass es schon irgendwie gehe. Aber vor allem bat ich die Eltern, dass sie nicht vor ihren Kindern darüber reden. Ich sagte: «Meine Kinder müssen nicht erfahren, wie ihr über unser Zuhause denkt.»»

Sie schweigt, dann übernimmt kurz ihr Mann Umut das Erzählen.

«Ich sage den Kindern immer, dass sie doch jemanden zum Spielen hochbringen sollen», sagt er. «Aber sie schämen sich dafür, dass wir nur ein Zimmer haben.»

«Im Nothilfesystem zermürben wir Hilfsbedürftige. Wir schwächen sie. Wir entmutigen sie. Wir streichen sie aus dem Bewusstsein der Bevölkerung.»

DAS MAGAZIN N° 26 – 2024

DAS MAGAZIN N° 26 – 2024



Gamze kauft häufig Blumen. Sie sucht Lücken im Alltag, die sie mit Schönheit füllen kann.

An Janers Geburtstagsfest hörte er, wie ein Schulkollege seinen Sohn fragte: «Was ist das hier für ein Ort, Janer? Warum ist es so schmutzig?» Janer schaute seinen Vater stumm an, doch der liess sich nichts anmerken und sagte: «Kommt, lasst uns da drüben spielen.» Am Abend setzte er sich zu seinem Sohn ans Bett. «Du musst dich nicht schämen für unser Leben. Aber ich hoffe, dass wir eines Tages eine eigene Wohnung haben. Dann kannst du all deine Freunde einladen.»

Perspektive: Keine

Für Janer, sagt seine Mutter Gamze, sei es am schwierigsten. Sie will ihn, der langsam in die Pubertät kommt, nicht mit ihren Sorgen belasten, und doch merkt sie, dass er mehr und mehr versteht. Einmal traute er sich monatelang nicht, ihr zu sagen, dass er gern Klavier spielen würde. «Er denkt immer, dass es sowieso keine Möglichkeit gibt, weil wir arm sind, und will uns dann nicht ein schlechtes Gewissen machen.» Ein anderes Mal besuchte er mit seinem Vater das Trai-

ning eines Fussballvereins, und als klar wurde, dass die Mitgliedschaft Geld kostet, sagte er: «Papa, Papa, lass das. Lass uns gehen.»

Janer und seine Geschwister dürfen zwar zur Schule gehen, aber sobald sie die obligatorische Schulzeit hinter sich haben, dürfen sie genauso wenig tun wie ihre Eltern. Nicht einmal eine Lehre können sie machen.

Ich muss daran denken, was mir Sandra Rumpel und Urs Ruckstuhl erklärt haben: dass Kinder in Rückkehrzentren immer doppelt belastet sind. Sie sind nicht nur der eigenen Ohnmacht ausgesetzt, sondern auch den Ängsten und Depressionen ihrer Eltern. Nicht sie haben sich für die Flucht entschieden, aber sie sind auch hier, sind schutzlos, atmen das Klima der Perspektivlosigkeit, des Wartens und der Langeweile ein. «Die Behörden», sagt Urs Ruckstuhl, «geben dann immer den Eltern die Schuld. Sie sagen: «Ihr könnt ja gehen, könnt eure Kinder aus diesem Elend befreien.» Ob das nun stimmt oder nicht: Ausfressen müssen es immer die Kinder.» —>

Sandra Rumpel sagt: «Kinder sind stärker, als die Leute oft denken. Aber wenn man dieser Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit über längere Zeit ausgesetzt ist, fällt es auch ihnen schwer, jene psychischen Eigenschaften zu entwickeln, die einem helfen, im Leben zu bestehen: Zuversicht, Agilität, Selbstvertrauen.»

Jeder siebte Mensch, der in der Schweiz Nothilfe bezieht, ist ein Kind.

Dabei sind Gamze Ibraimova und Umut Ibraimov ziemlich gut darin, Lösungen zu finden. Sie kennen viele Menschen, die helfen wollen: Freiwillige bringen ihnen ab und zu eine Einkaufsstüte mit Essen, eine befreundete Familie übernimmt die Verpflegungskosten der Kinder in der Schule, die Kirche bezahlt den Deutschunterricht des Vaters. Und irgendwann hatten sie sogar genug Unterstützung zusammen, dass Janer Klavierlektionen nehmen konnte.

Gamze Ibraimova sagt: «Etwa die Hälfte des Geldes, das uns geschenkt wird, kommt von der Kirche. Die andere Hälfte von Menschen, die wir in den letzten Jahren kennen gelernt haben. Manchmal rufen mich Leute an, die ich nicht kenne, und sagen, sie hätten von uns erfahren und würden uns gern helfen. Ich antworte dann immer, dass ich mich gern melde, wenn wir wirklich Hilfe brauchen. Ich nehme nie etwas an, nur weil es mir angeboten wird.»

Auch das ist eine Wahrheit des Nothilfesystems: Ohne die Zivilgesellschaft und die vielen Unterstützerinnen und Unterstützer, die der Härte des Schweizer Asylsystems etwas entgegenzusetzen, ginge es den Menschen in den Rückkehrzentren noch schlechter.

«Ich würde lieber arbeiten, als um Geld zu bitten», sagt Umut Ibraimov. Er hat in der Schweiz als Maler gejobbt, aber Lohn darf er dafür nicht bekommen. Und die Ämtli im Rückkehrzentrum füllen den Tag nicht aus.

Ihm fällt es schwer, unter Leute zu gehen, weil er dann sieht, wie das Leben auch sein könnte. Begleitet er die Kinder am Wochenende nach Worb, weil sie mit ihren Schulfreundinnen und Schulfreunden spielen wollen, würde er am liebsten nicht mehr nach

Enggistein zurückkehren, weil er sich dort so ausgeschlossen fühlt. Seine Frau hat damit weniger Probleme. Sie trifft Freundinnen, telefoniert rum, wenn sie etwas braucht. Einmal pro Woche arbeitet sie freiwillig in einer Kinderkrippe. Der Papierstapel mit Referenzen, in denen Menschen aus der Umgebung bezeugen, wie gut sie und ihre Familie längst integriert sind, wird immer dicker. Wahrscheinlich werden die Ibraimovs diese Referenzen bald brauchen.

Prognose: Keine Prognose

Vor etwas mehr als sieben Jahren, im März 2017, kehrte die Familie aus Nordmazedonien in die Schweiz zurück. Sie stellten – wie schon bei der ersten Einreise Anfang 2011 – ein Asylgesuch, das diesmal aber innert weniger Wochen abgelehnt wurde. Im Sommer 2017 gingen sie vor das Bundesverwaltungsgericht, das die Beschwerde im Sommer 2020 mit der Begründung abwies, es sei nicht bewiesen, dass die nordmazedonischen Behörden ihnen gegenüber nicht schutzfähig und schutzwilling sei. Nordmazedonien gilt als «verfolgungssicherer Drittstaat», weshalb es vergleichsweise schwierig ist zu belegen, dass keine Schutzfähigkeit oder Schutzwillingkeit der Behörden vorliegt. Man muss «die Vermutung der Schutzfähigkeit umstossen», wie es im juristischen Jargon heisst.

Ende 2020 hatte ihr damaliger Anwalt eine aussergewöhnliche Idee: Er wandte sich an den UNO-Ausschuss gegen rassistische Diskriminierung, mit folgendem Argument: Nordmazedonien biete den Roma keinen hinreichenden Schutz vor Gewalt und Misshandlungen, weshalb die Schweiz den Ibraimovs zu Unrecht kein Asyl gewähre.

Anfang Mai 2024 wurde auch diese Beschwerde abgewiesen.

Dadurch, dass seit sieben Jahren immer irgendein Verfahren läuft, halten sich die Ibraimovs – im Gegensatz zu anderen abgewiesenen Asylsuchenden – nicht unrechtmässig in der Schweiz auf.

Sie verfügen deshalb auch wieder über einen Ausweis N für Asylsuchende. Weil das Asylgesuch vom März 2017 aber schon ihr zweites innert fünf Jahren war, erhalten sie trotzdem nur

Nothilfe und müssen sich in einem Rückkehrzentrum aufhalten.

Für Gamze Ibraimova, Umut Ibraimov und Janer, Alev und Cansu gibt es jetzt nur noch eine Hoffnung: Ende Mai 2024 hat ihre neue Anwältin, die Bernerin Leslie Spengler, in ihrem Namen ein Härtefallgesuch beim Migrationsdienst des Kantons Bern gestellt. Das ist ein kompliziertes Verfahren, in dem es im Kern um eine simple Frage geht: Wie gut ist die Familie in der Schweiz integriert?

Dass abgewiesene Asylsuchende, die sich schon länger in der Schweiz aufhalten, ein Härtefallgesuch stellen, kommt relativ häufig vor. Mit unterschiedlichem Erfolg, denn es obliegt den Kantonen, das Gesuch an das Staatssekretariat für Migration (SEM) weiterzuleiten. Und die Kantone ticken völlig unterschiedlich. Im eher repressiven Kanton Bern hat sich die Praxis durchgesetzt, solche Gesuche gar nicht erst zu prüfen, wenn die abgewiesenen Asylsuchenden nicht mindestens zehn Jahre in der Schweiz gelebt haben. Andererseits hat Leslie Spengler auch schon erlebt, dass Migrationsämter gerade bei Härtefallgesuchen plötzlich unerwartete Menschlichkeit zeigen.

Sie sagt, was die Chancen der Ibraimovs betreffe, wolle sie keine Prognose wagen. Aber Hoffnung habe sie schon. Gegen die Familie spricht, dass sie nicht seit zehn Jahren ununterbrochen in der Schweiz gelebt hat. Für die Familie spricht alles andere: Sie hat viele Bekannte in der Schweiz, die Eltern könnten arbeiten, und die Kinder kennen ohnehin keine andere Heimat. Würden Janer, Alev und Cansu am Ende doch nach Nordmazedonien ausgeschafft, wäre das für sie keine Rückkehr. Ausgeschafft zu werden würde heissen, enturzelt zu werden.

Möglich, dass das SEM innert weniger Monate entscheidet. Es kann aber auch nochmals mehr als ein Jahr verstreichen. Dem Verfahren sind keine Fristen gesetzt. Bei einem negativen Entscheid können die Ibraimovs nochmals Beschwerde einlegen. Wird ihr Gesuch vom Migrationsdienst des Kantons Bern aber gar nicht erst an das SEM weitergeleitet, kann kein Rechtsmittel mehr eingelegt werden. «Das ist vom Gesetzgeber so gewollt», sagt Leslie Spengler.

Als ich ein letztes Mal mit Gamze Ibraimova telefoniere, bittet sie um Entschuldigung, dass sie so müde sei. Sie habe mit den Kindern bis spät in die Nacht einen Film geschaut und Waffeln gegessen. Sie lacht. «Ich will meine Kinder glücklich machen», sagt sie. «Wenn ich mir etwas leisten kann, gebe ich es für sie aus.» Ein Waffeleisen hatten sie nicht, aber im Toaster liessen sich die Waffeln offenbar auch ganz gut zubereiten. Dazu gab es Schoggisauce, Bananen und Nüsse.

Nächstes Jahr wird Janer, das älteste der Geschwister, so alt sein, wie seine Mutter war, als sie mit ihm im Bauch Nordmazedonien verliess, um ihr Glück in der Schweiz zu suchen. Wenn ich ihn, den grossen, kleinen Janer ansehe, kann ich mir nicht vorstellen, wie man in diesem Alter eine solche Entscheidung treffen kann.

Seine Mutter Gamze Ibraimova wird nächstes Jahr achtundzwanzig Jahre alt sein und dann die Hälfte ihres Lebens in der Schweiz verbracht haben. Obwohl die Schweiz sie und ihre Familie nicht will. In ihr Tagebuch schrieb Gamze Ibraimova:

Die Maske ist schwer. Sie drückt auf mein Gesicht. Sie drückt auf mein Herz. Sie drückt auf meine Seele. Ich weiss nicht, wie lange ich sie noch tragen kann. Ich weiss nicht, wie lange ich noch lachen kann. Ich wünsche mir, dass jemand meine Maske sieht. Dass jemand mein wahres Gesicht sieht. Dass jemand mein wahres Lachen hört.

Ich wünsche mir, dass jemand mich – und uns sieht. DM

CHRISTOF GERTSCH ist Reporter bei «Das Magazin». christof.gertsch@dasmagazin.ch



Zürcher Kantonalbank

Publireportage

Vertrauen ist essenziell.

Yvette Schiess war bereits Finanzberaterin, Devisenhändlerin und Fachfrau für Edelsteine. Neu amtiert sie als Baumanagerin. Mit der Zürcher Kantonalbank an ihrer Seite.

Yvette Schiess hat von ihrem Vater eine grosse Liegenschaft mitten in Zürich geerbt. Mit ihrem Sohn plant sie nun einen Ersatzneubau. «Die Unterstützung des Private-Banking-Teams der Zürcher Kantonalbank ist hilfreich und zuverlässig.» Das Projekt solle zukunftsgerichtet sein, sagt sie. «Wir haben meinem Vater versprochen, die Liegenschaft zu erhalten. Mein Sohn soll nicht wieder investieren müssen, weil die Häuser

renovationsbedürftig sind.» Deshalb hat Yvette Schiess dem Architektenteam mitgeteilt, sie dürften bei der Qualität nicht sparen.

Was muss eine Bank machen, damit die ehemalige Finanzfachfrau zufrieden ist? «Der Point of Entry ist wichtig: Ich erwarte eine Ansprechperson, die hilft, meine Fragen bei den geeignetsten Fachpersonen der Bank zu platzieren.» Das passt bei der Zürcher Kantonalbank sehr gut. Deshalb hat sie ihren Sohn nicht nur für das gemeinsame Bauprojekt, sondern auch für die Verwaltung seines Depots an die Zürcher Kantonalbank vermittelt.

Das ist, was für unsere Kundinnen und Kunden zählt.

Im Private Banking setzen wir auf individuelle Betreuung und gegenseitiges Vertrauen. Lesen Sie online in weiteren Portraits nach, worauf unsere Kundinnen und Kunden im Leben Wert legen und warum sie sich für die Zürcher Kantonalbank entschieden haben.



zkb.ch/privatebanking

«Wenn ich einem Unternehmen in der Führung nicht traue, dann können sie mir noch so attraktive Tarife anbieten – die gewinnen mich nicht», sagt Yvette Schiess. Es gehe um Stabilität und Kontinuität, sie schaue sich Bilanzen und Performance sehr genau an. Doch auch das Menschliche muss stimmen. «Meine Betreuerin bei der Zürcher Kantonalbank «betreut» mich im besten Sinne des Wortes.» Jederzeit könne sie anrufen und erhalte Antworten auf ihre Fragen. Sie fügt an: «Ich merke, dass die Mitarbeitenden bei der Zürcher Kantonalbank gefördert und gefordert werden. Das steigert die Qualität der Zusammenarbeit.»